

AMANDA
BROOKE

*Für
immer
und einen
Tag* ROMAN

Weltbild

Für immer und einen Tag

Die Autorin

Amanda Brooke lebt mit ihrer Tochter in Liverpool, England. Der Ursprung ihrer Schriftstellerkarriere liegt in einer persönlichen Tragödie: Als bei ihrem kleinen Sohn Krebs diagnostiziert wurde und er schließlich mit nur drei Jahren starb, stand für Amanda Brooke fest, dass diese schmerzliche Erfahrung eine Quelle der Inspiration, nicht der Verzweiflung, sein sollte. So erzählt sie in ihren Romanen berührende, aufrichtige Geschichten von der Liebe, dem Leben und der Kraft der Hoffnung, die stärker ist als der Tod.

Amanda Brooke

Für immer und einen Tag

Roman

Aus dem Englischen
von Karin Diemerling

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *Another Way to fall* bei Harper, a division of HarperCollinsPublishers, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2013 by Amanda Valentine
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Übersetzung: Karin Diemerling
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: www.buerosued.de / Getty Images, München (© Olaf Broders
Nature Photography) / Trevillion Images, Brighton (© Elisabeth Ansley)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-756-2

2021 2020 2019 2018
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Nathan, mein Herbstkind

ERSTES KAPITEL

Ich wartete geduldig vor Dr. Spellings ausladendem Schreibtisch, der fast das ganze Zimmer einnahm. Der Arzt beachtete mich nicht, denn er war zu sehr mit den Bildern beschäftigt, die in schneller Abfolge über seinen Computerbildschirm flimmerten. Mir wurde undeutlich bewusst, dass meine Finger ein Eigenleben entwickelt hatten und an den Nähten meiner Jeans zupften, dann mit dem Zugband meiner Steppjacke spielten. Ich steckte meine eigensinnigen Hände zwischen meine übereinandergeschlagenen Beine, um sie zur Ruhe zu zwingen, doch kurz darauf bemerkte ich das leise Rascheln von Jeansstoff. Mein rechter Fuß war ausgeschert und wippte rhythmisch in der Luft.

Die Sonne strömte durchs Fenster herein und stach mir in die Augen, zumal das Licht von den buttercremefarbenen Wänden reflektiert wurde. Es war Ende November und schon bitterkalt draußen, wovon man aber in dem behaglichen kleinen Büro nichts merkte. Entschieden wandte ich den Blick vom Fenster und der Welt draußen ab und konzentrierte mich stattdessen auf eine Reihe von Aushängen mit Hygiene- und Sicherheitshinweisen an den Wänden, von denen man erfuhr, wie man sich die Hände wusch, wie man den Notausgang fand, wie man sich die Nase putzte. Ich kannte jede Falte und jeden Riss in den Tafeln in- und auswendig. Ebenso vertraut war ich mit den Goldrahmen um Dr. Spellings Urkunden und Diplome, die seinen Patienten glaubwürdig versicherten, dass er dazu befähigt war, in die verstecktesten

Winkel ihres Gehirns hineinzuspähen und ihnen die Zukunft vorherzusagen.

Mein Fuß erstarrte mitten in der Bewegung, als der Arzt seine Sitzhaltung veränderte. Ich erwartete, dass er aufsaß, doch er blickte weiter stur auf seine Arbeit. Während ich abgelenkt war, hatten meine Hände sich befreit, und ich ertappte mich dabei, wie ich mir eine dunkle Locke aus meinem Pferdeschwanz um den Finger wickelte. Mein Fuß fuhr fort zu wippen.

Ich rutschte unruhig herum und begann es allmählich zu bereuen, so viele Schichten angezogen zu haben. Meine Haut kribbelte schon vom Schweiß, und ich wollte gerade meine Jacke ausziehen, da hob Dr. Spelling den Kopf und sah mich diesmal tatsächlich an. Er hatte mich wahrscheinlich nur eine Minute lang warten lassen, aber es war mir wie eine Ewigkeit vorgekommen. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass das Warten schon lange vor meinem heutigen Besuch angefangen hatte. Mein Leben stand seit fast fünf Jahren auf der Kippe.

Als Dr. Spelling mich anlächelte, hatte ich absolut keine Ahnung, ob das hoffnungsvoll oder mitfühlend gemeint war. Seine intensiv grünen Augen hatten verborgene Tiefen, die jedoch keinen Hinweis darauf gaben, was er mir gleich mitteilen würde.

»Also los, reden Sie schon«, verlangte ich flapsig, aber entschieden, denn ich war mit meiner Geduld am Ende. Ich hielt die Luft an und schürzte fest die Lippen, um sie am Zittern zu hindern.

»Es ist vorbei«, sagte er.

Diese schlichte Aussage konnte man verschieden interpretieren, aber für mich war die Botschaft so klar, dass ich aufatmete.

»Nichts mehr nachweisbar?« Meine Frage kam als bebendes Flüstern heraus.

»Komplette Remission«, bestätigte er.

Endlich gestattete ich mir, zum Fenster hinauszusehen – über die Baumwipfel hinweg, die von den Herbstwinden der letzten Überreste ihrer sommerlichen Pracht entkleidet wurden, und in den klaren blauen Himmel hinein. Freiheit, dachte ich, während sich ein Lächeln auf mein Gesicht stahl und den Kummer und die Angst vertrieb, die einen dunklen Schatten auf mein Leben geworfen hatten. Es hatte lange gedauert, aber ich war erst neunundzwanzig. Ich hatte noch alles vor mir und furchtbar viel nachzuholen.

»Emma, es ist so weit«, flüsterte Meg.

Emma versteifte sich, und ihre Finger hielten über der Tastatur inne, sobald die Verbindung zu den Worten in ihrem Kopf unterbrochen wurde. Das Lächeln auf ihrem Gesicht geriet ins Wanken, als sie aufsaß und Dr. Spelling und sein Gefolge entdeckte, die weiter hinten auf der Station ins Gespräch vertieft waren. Ihr Herzschlag hörte sich an wie der Trommelwirbel, der auf den Fall des Henkersbeils vorbereitet.

Es hatte sie ungeheure Konzentration gekostet, ihre Umgebung auszublenden und mit dem Schreiben anzufangen, sich in eine Welt zurückzuziehen, die sie ganz beherrschte und die sie nun äußerst ungern wieder verließ. Wenigstens ging es ihr gut genug, um überhaupt schreiben zu können, sagte sie sich, während sie eine widerspenstige Locke hinters Ohr strich und dann nach dem Verband an ihrem Hinterkopf tastete, wie um sich daran zu erinnern, dass der Alb-

traum noch längst nicht vorbei war. Widerstrebend klappte sie ihren Laptop zu und schob ihn beiseite.

Ihr deutlich verbesserter Zustand war kein Ergebnis dieser Operation, die zu rein diagnostischen Zwecken erfolgt war. Es lag an der neuen Medikation, dass sie wieder klarer denken konnte und die Kopfschmerzen, die sie wochenlang geplagt hatten, fast ganz verschwunden waren. Ihr Sehvermögen war zwar nicht perfekt, aber daran konnte keine Behandlung etwas ändern. Die Schädigung ihres peripheren Sehens stellte so etwas wie eine alte Kriegsverletzung dar. Vor vier Jahren war ein Gehirntumor bei ihr diagnostiziert worden, der sich in den letzten drei Jahren zurückgebildet hatte. Jetzt wartete sie auf das Resultat der Biopsie, das vermutlich bestätigen würde, dass ihre Zukunft wieder in Frage stand.

Emma sah zu ihrer Mutter hin und zweifelte nicht daran, dass die Furcht, die sich in deren Gesicht gegraben hatte, ihren eigenen Ausdruck widerspiegelte. Es gab noch andere Ähnlichkeiten zwischen ihnen beiden. Sie hatten die gleichen weich gelockten kastanienbraunen Haare, die gleichen großen braunen Augen und hohen Wangenknochen und waren beide hochgewachsen und gertenschlank. Meg war schon öfter für ihre Schwester gehalten worden, und zuweilen reagierten die Leute erstaunt, wenn sie erfuhren, dass sie schon die fünfzig überschritten hatte. Heute aber sah man ihr ihr Alter an.

Meg saß aufrecht in einem Sessel neben dem Bett und hielt die ordentlich zusammengefaltete Zeitung, in der sie gerade noch gelesen hatte, mit beiden Händen gepackt. Sie wirkte müde in ihrem zerknitterten blauen Baumwollkleid,

das sich kaum von dem kalten Blau der Stationswände abhob. Als Emma eine tröstende Hand nach ihrer Mutter ausstreckte, entging es ihr nicht, dass der Hautton ihres Arms, durchscheinend und bläulich, ebenfalls zum Dekor passte.

Meg legte die Zeitung schnell weg und ergriff ihre Hand. »Bereit?«, fragte sie, während sie der Gruppe von Ärzten entgegensahen, die jetzt auf sie zukam.

Emma biss sich fest auf die Lippen, um den Schrei zu unterdrücken, der in ihr aufstieg: »Nein! Ich bin nicht bereit, ich werde nie bereit sein. Bitte, lieber Gott, bitte schick sie weg!« Die unausgesprochenen Worte brannten wie Säure in ihrer Kehle, doch sie nickte in stummer Ergebenheit, ohne Dr. Spelling aus den Augen zu lassen, der jetzt an das Fußende ihres Betts trat. Sie hatte eine ganze Reihe von behandelnden Ärzten, und die Laborergebnisse der Biopsie würde der Neurochirurg selbst ausgewertet haben, aber sie vertraute ihrem Neuroonkologen am meisten und hatte daher ihn gebeten, ihr die Nachricht zu überbringen. Dr. Spelling war Ende fünfzig und hatte immer noch volles, dichtes braunes Haar, das inzwischen allerdings mit wesentlich mehr Grau durchzogen war als bei ihrer ersten Begegnung. Damals war er zuversichtlich und die empfohlene Behandlung intensiv gewesen, ein größerer chirurgischer Eingriff gefolgt von monatelanger Chemotherapie, aber mit der Rückbildung des Tumors als Belohnung.

In letzter Zeit jedoch hatte er bei jeder Konsultation ein bisschen weniger zuversichtlich ausgesehen, weniger geneigt, ihr sein gewinnendes Lächeln zu schenken. Nun spürte er ihren Blick auf sich, und als er sie ansah, lächelte er, aber das Lächeln erreichte seine Augen nicht, deren ver-

borgene Tiefen auf einmal etwas deutlicher hervorschim-
merten, als ihr lieb war.

»Schreiben Sie etwas Interessantes?«, fragte er und deutete mit dem Kopf auf den Laptop.

Emma versuchte, sein Lächeln zu erwidern, doch ihre Mundwinkel wurden von unsichtbaren Gewichten nach unten gezogen. Sie merkte, wie sie nicht nur unwillkürlich in das Krankenhausbett zurücksank, sondern geradezu schrumpfte, zu einem kleinen, wehrlosen Kind schrumpfte und sich an ihre Zukunft klammerte wie an eine Kuschedecke, die man ihr wegziehen wollte. »Nur dummes Zeug«, antwortete sie mit einem wegwerfenden Achselzucken.

Zu der Zeit, als sie noch endlos viele Tage vor sich zu haben glaubte, hatte sie große Ambitionen gehegt, und ein Buch zu schreiben gehörte dazu. Ihr erster Kampf gegen den Krebs hatte ihren Zukunftsträumen ein vorläufiges Ende bereitet, und die letzten drei Jahre hatte sie mit Abwarten und Ausflüchten zugebracht, anstatt dort weiterzumachen, wo sie aufgehört hatte. Der blinde Fleck, den der Krebs in ihrem peripheren Sehen hinterlassen hatte, hatte sie verunsichert, und sie war das Gefühl nicht losgeworden, dass da immer noch etwas in ihrem Kopf lauerte, versteckt, außer Sicht. Sie hatte das Beste gehofft, sich aber stets auf das Schlimmste gefasst gemacht, und jedes Stechen, jeden Kopfschmerz hinterfragt, bei jeder Gedächtnislücke Panik bekommen. Immer wieder hatte sie sich damit beruhigt, dass sie es aus Angst übertrieb, doch nun hallte der Satz *Hab ich's dir nicht gesagt* durch ihre Gedanken und brachte vor allem Bedauern mit sich. Sie hätte so viel erreichen können in den vergangenen Jahren, aber sie hatte zu lange ge-

wartet. Neue Panik wallte in ihr auf, weil sie spürte, dass ihr die Zeit zwischen den Fingern zerrann.

Als Dr. Spelling ihr Krankenblatt ablegte und an ihre Bettseite kam, entstand eine unheilvolle Stille, die nur das Hämmern ihres Herzens ausfüllte. Sein Gefolge tat es ihm nach, und als man sie schließlich von allen Seiten umringte, zog Peter, ihr Krankenpfleger, den Vorhang um das Bett herum zu, um ein gewisses Maß an Privatsphäre zu gewährleisten. Sie fühlte sich wie in der Falle und blickte ängstlich von einem Gesicht zum anderen, auf der Suche nach einem Augenpaar, das einen Hoffnungsschimmer enthielt. Sie fand keines.

»Also«, sagte der Arzt und nahm ihre freie Hand, während Meg ihre andere noch fester drückte. Fast unmerklich beugten sich die Assistenzärzte und Pflegekräfte ein Stück vor, in begieriger Erwartung des Urteils.

»Sagen Sie's mir«, befahl Emma.

»Wir haben eine Nekrose ausgeschlossen«, sagte Dr. Spelling, der wusste, dass Emma sofort verstehen würde, was das hieß. Die dunkle Masse, die sich auf den jüngsten Scans gezeigt hatte, war demnach kein vernarbtes Gewebe um die Stelle des entfernten Tumors herum, was nur eine andere Erklärung zuließ. Jeder Versuch, die Nachricht zu beschönigen, war zwecklos, und der Arzt legte keine Pause ein, bevor er ihr den endgültigen Schlag versetzte. »Sie haben einen neuen Tumor im Schläfenlappen, Emma. Glioblastoma multiforme Grad drei.« Er wartete, bis die Worte in ihr Bewusstsein gedrungen waren. Der Gehirntumor hatte sich nicht nur neu gebildet, er war auch aggressiver denn je. »Wir müssen nun eine radikale Behandlung planen, eine Kombination aus Strahlen- und Chemotherapie.«

»Keine Operation diesmal?«, fragte Emma und überspielte das Zittern ihrer Stimme erfolgreich. »Auch wenn der staatliche Gesundheitsdienst keine Mittel für das Schärfen der Skalpelle mehr bereitstellt, hätte ich doch gedacht, dass die Chirurgen hier selbst mit einem Buttermesser aus der Kantine anständige Arbeit leisten können. Oder haben sie das etwa schon beim letzten Mal benutzt?« Nur das leichte Schlottern ihrer Knie unter der blauen Bettdecke verriet, dass ihre Tapferkeit aufgesetzt war.

»Wenn die Skalpelle meiner Kollegen so scharf wären wie Ihre Zunge, würden wir jetzt sicher nicht vor diesem Problem stehen«, erwiderte Dr. Spelling sanft. »Aber ich fürchte, wir können den Tumor nicht herausoperieren, ohne Ihre Gehirnfunktionen ernsthaft zu beeinträchtigen. Wir könnten zwar jeweils einen Teil der Wucherung entfernen, aber bei jeder Operation wären die Risiken größer und die Ergebnisse weniger zufriedenstellend. Natürlich werden wir immer wieder neu abwägen, aber im Moment, denke ich, sind Bestrahlung und Chemotherapie die besten Optionen.«

»Und wird der Tumor damit verschwinden?« Der Klammergriff ihrer Mutter presste ihr jetzt fast das Blut ab.

Dr. Spelling unterbrach kurz den Blickkontakt und sah auf seine Füße, um durchzuatmen, ehe er sich ihr wieder zuwandte. Sein Blick war diesmal kein bisschen rätselhaft. Mitgefühl sprach aus seinen Augen. Emma spürte, dass er drauf und dran war, eine ausweichende Antwort zu geben, und kam ihm zuvor. »Wie hoch ist die fünfjährige Überlebensrate?«

»Schwer zu sagen«, begann er, besann sich jedoch eines

Besseren, weil er wusste, dass sie nur eine klare Auskunft akzeptieren würde. »Ein kleiner Prozentsatz. Ein sehr kleiner Prozentsatz.«

»Dann muss ich also sterben«, sagte Emma sachlich. »Diesmal muss ich sterben.«

»Nein«, rief Meg atemlos. »Natürlich nicht! Wir werden woanders Rat suchen, wenn nötig. Wir finden irgendwo einen klinischen Versuch für dich.«

Dr. Spelling sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an, ehe er sich wieder an Emma wandte. »Es gibt tatsächlich eine Reihe von Kliniken in Übersee, die einige Erfolge bei der Behandlung von ähnlichen Fällen hatten, und wir werden uns bemühen, alle Möglichkeiten auszuloten, aber ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen. Es könnte sein, dass diese Kliniken Sie nicht aufnehmen, und selbst wenn, gibt es keine Garantie. Im Augenblick müssen wir realistisch bleiben und die beste Behandlung ins Auge fassen, die wir Ihnen hier bieten können, aber Sie sollten wissen, dass es um palliative, nicht um kurative Maßnahmen geht, nicht auf lange Sicht.«

»Dann sterbe ich also«, wiederholte Emma.

Dr. Spellings Schweigen wog mehr als die reflexartigen Beschwichtigungen ihrer Mutter. Angst durchfuhr sie, als ihr klar wurde, dass das Morgen ihr wieder entrissen wurde und damit all ihre Hoffnungen, Träume und närrischen Einfälle. Alles dahin.

Sie hatte genug gehört und versuchte, ihre Ohren vor dem Gespräch zu verschließen, das um sie herum weiterging und nur noch störendes Geräusch war. Ihre Hand wurde schlaff in Dr. Spellings Griff, und er legte sie sacht

auf der Bettdecke ab. Sie hätte nicht so viel Zeit verschwenden sollen, schalt sie sich, während die kalte Furcht durch einen langsam schwelenden Zorn ersetzt wurde. Sie hatte auf diese magische Fünf-Jahres-Grenze gewartet, um ihr Leben neu zu beginnen, und was für ein Leben sollte es werden, all ihre Träume würde sie verwirklichen. Sie hatte es mit dem Tod aufgenommen und weiß Gott etwas Besseres verdient. Vielleicht in einem anderen Leben, dachte sie und schielte zu ihrem Laptop hin, der sie mit seinem halb geöffneten Deckel wohlwollend anlächelte, wie um ihr zu zeigen, dass ihr immer noch ein Fluchtweg offenstand.

»Wie lange?«, fragte sie kaum hörbar, zwang sich, wieder an der Diskussion teilzunehmen.

»Haben Sie etwas gesagt, Emma?«, unterbrach Peter ihre Mutter mitten in einem Satz.

Emma dankte ihrem Pfleger im Stillen und wandte sich erneut an Dr. Spelling. »Wenn mir keine fünf Jahre mehr bleiben, wie lange dann? Ich habe heute Morgen angefangen, ein Buch zu schreiben. Werde ich genug Zeit haben, es zu beenden?«, fragte sie und ließ ihn dabei nicht aus den Augen. Ihre Frage hatte den Beigeschmack der Verzweiflung, aber sie musste wissen, ob wenigstens dieses Vorhaben verwirklicht werden konnte. Sie würde sich nicht ergeben, noch nicht.

»Emma, du kannst doch jetzt nicht ans Schreiben denken«, warf Meg ein.

Emma ignorierte sie. »Ich brauche vielleicht ein Jahr. Können Sie mir so viel geben?«, fragte sie in einem Ton, der den Arzt herausforderte, ihr ihren letzten Wunsch abzuschlagen.

»Sie wissen, dass ich Ihnen das nicht zusichern kann, aber zwölf bis achtzehn Monate sollten eine realistische Erwartung sein. Es hängt davon ab, wie sich der Tumor entwickelt und wie Sie auf die Behandlung ansprechen, aber wenn ich mir Ihre Willensstärke so ansehe, würde ich sagen, Sie können Ihr Buch beenden, und ich werde verdammt noch mal mein Möglichstes tun, Sie dabei zu unterstützen.«

»Danke«, sagte Emma und drückte kurz seinen Arm. Ihre Mutter lockerte endlich den Schraubzwingengriff um ihre Hand, woraufhin sie heimlich ein paarmal die Finger spreizte. Meg sollte nicht merken, dass sie ihr wehgetan hatte, sie würde schon niedergeschmettert genug sein. »Und wann fangen wir mit der Behandlung an?«

»Ich bin noch dabei, einen Zeitplan auszuarbeiten, aber schätzungsweise in einem Monat.«

»Dann ist doch Weihnachten«, wandte Emma ein. »Wie wär's, wenn wir den Zeitplan noch mal überdenken und die erste Januarwoche ins Auge fassen?«

Dr. Spelling bat ihre Mutter mit einem Blick um Unterstützung, doch die schwieg untypischerweise und zuckte nur die Achseln. »Das lässt uns ein bisschen mehr Zeit, um andere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen«, meinte sie schließlich.

Dr. Spelling seufzte. »Okay, dann also Anfang Januar«, gab er nach.

»Womit ich noch sechs Wochen Freiheit hätte, also lautet meine nächste Frage: Wann kann ich hier raus?«

»Das müssen wir noch sehen, aber wenn Sie Ihre übliche Entschlossenheit an den Tag legen«, antwortete er mit ironischer Betonung auf »Entschlossenheit«, »dann würde ich sagen, Anfang nächster Woche.«

»Montag also«, sagte Emma nickend, als hätte der Arzt dem Datum schon zugestimmt.

Dr. Spelling lachte leise. »Ja, Montag sollte in Ordnung gehen.«

Die Weißkittel verschwanden so schnell und geräuschlos, wie sie gekommen waren, geisterhafte Gestalten, die ihr düsteres Tagwerk vollendet hatten. Der abschirmende Vorhang wurde zurückgeschoben und Emma damit offiziell von der Heimsuchung befreit, aber sie fühlte sich mehr in die Enge getrieben denn je.

Meg räusperte sich und schluckte einen Sturzbach unvergossener Tränen hinunter, den Emma nicht zu sehen bekommen sollte. »Möchtest du darüber reden?«

Sie schüttelte knapp den Kopf. »Noch nicht.«

»Dann solltest du dich jetzt ein bisschen ausruhen.«

Sie hatte recht, wusste Emma, aber die Steroide, die sie nahm, machten sie kribbelig und unruhig, und die Versuchung, sich wieder ihren Text vorzunehmen, wurde immer größer. Es erschien ihr sicherer, ihren Kopf mit Worten zu füllen, als darüber nachzugrübeln, was sich noch alles in ihm verbergen mochte. »Mache ich, wenn ich so weit bin.«

Meg stand noch an derselben Stelle wie während der Visite. »Du bist nicht damit allein, Emma«, sagte sie und holte tief Luft, so dass sich ihr Kopf hob und die Schultern strafften. Emma fühlte sich an eine Löwin erinnert, die den Horizont witternd nach Gefahren für ihr Junges absuchte.

»Ich weiß«, sagte sie, obwohl sie jetzt ganz froh darüber gewesen wäre, ein bisschen für sich sein zu können. Dabei

fiel ihr plötzlich ein, dass sie noch kein einziges Mal an Alex gedacht hatte.

Sie war seit einem knappen Jahr mit ihm zusammen, ihre längste Beziehung bisher und die einzige in den letzten fünf Jahren. Während ihre Freunde von der Uni sich häuslich niedergelassen und Familien gegründet hatten, war ihr Lebensweg schwieriger verlaufen und glich eher einem Drahtseilakt, bei dem jeder Schritt blindes Vertrauen erforderte. Es war ihr nicht sehr sinnvoll vorgekommen, nach einem Lebenspartner zu suchen, wenn sie nicht einmal wusste, wie lange beziehungsweise wie kurz ihr Leben noch dauern würde. So hatte es sie denn auch selbst überrascht, als aus ihrer engen Zusammenarbeit mit Alex bei *Bannisters Küchen und Bäder* plötzlich ein noch viel vertrauterer Verhältnis geworden war, wenn auch nicht so vertraut, stellte sie gerade fest, als dass er ihr heute hier beigestanden hätte.

Zuerst hatte seine Behauptung, an einer Krankenhausphobie zu leiden, wie eine lahme Ausrede geklungen, aber seit sie bei dem einen Mal, als er sie besucht hatte, das jämmerliche Entsetzen auf seinem Gesicht gesehen hatte, war sie geneigt, ihm zu glauben, und drängte ihn nicht mehr zu kommen. »Ich sollte Alex anrufen«, sagte sie.

»Und ich muss Louise Bescheid geben«, sagte Meg und machte einen zögerlichen Schritt vom Bett weg.

»Ich komme schon zurecht, Mum«, sagte Emma. Louise war vier Jahre jünger als sie und wurde immer noch als das Nesthäkchen betrachtet, doch sie hoffte trotzdem, dass ihre Schwester ihrer Mutter Trost spenden würde. »Sag ihr, dass sie mich nicht zu besuchen braucht. Freitagabends ist im-

mer viel los im Bistro, und sie kann es sich nicht leisten, noch eine zusätzliche Aushilfe zu bezahlen.«

»Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, sich Gedanken um das Bistro zu machen«, entgegnete Meg und nahm ihre Handtasche. »Louise muss langsam lernen, auf eigenen Beinen zu stehen.«

»Das wird sie auch«, bekräftigte Emma, als würde sie ihr eigenes Ende prophezeien. »Aber noch bin ich hier, und sie ist immer noch meine kleine Schwester. Ich will ihr helfen, solange ich kann.«

Meg nickte, und ihr aufgesetztes Lächeln presste eine erste Träne hervor, die sie beide pflichtschuldig übersahen. »Ich meine es ernst, Emma. Du bist nicht allein, und ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um dich da durchzubringen. Wenn Dr. Spelling dir nicht helfen kann, den Tumor zu besiegen, dann finde ich einen anderen Arzt.«

»Du kannst diesen Kampf nicht für mich gewinnen, Mum«, widersprach Emma.

Meg schlug die Augen nieder und pickte an einer Naht ihrer Tasche herum. Sie wirkte verletzlicher, als Emma sie je gesehen hatte. »Ich weiß. Ich wünschte, ich könnte es, aber ich weiß, dass es nicht geht.«

»Ich will mir nichts vormachen und mich an falsche Hoffnungen klammern. Zieh deine Erkundigungen ein, wenn du musst, aber lass mich derweil auf meine Art damit umgehen. Ich will die Zeit, die mir bleibt, möglichst gut nutzen ...« Emma stockte, als sie merkte, was sie da sagte. »Ich meine, die Zeit, die ich habe, bevor ich mit der Therapie beginne, zu der Dr. Spelling mir rät.«

Meg lächelte schmerzlich. »Ist gut, aber auf einer Sache

muss ich bestehen. Ich will, dass du wieder bei mir einziehst.«

Hitze stieg in Emmas Brust auf, ausgelöst von einer giftigen Mischung aus Panik und Wut. Sie hatte das Gefühl, in die Zeit zurückversetzt zu werden, als sie die erste Diagnose erhalten hatte. Damals war sie gezwungen gewesen, eine vielversprechende Karriere als Marketingexpertin in London aufzugeben und nach Liverpool unter die Fittiche ihrer Mutter zurückzukehren. Fast zwei Jahre lang hatte sie bei ihr gewohnt, ehe sie den Mut aufbrachte auszuziehen. Der Gedanke, ihre Unabhängigkeit erneut aufzugeben, war unerträglich.

»Aber deine Wohnung ist nicht groß genug für uns alle«, protestierte sie, um Zeit zu gewinnen, während sie diesen neuen Schlag zu verarbeiten versuchte.

Im Moment wohnte Louise in Megs Gästezimmer, weil sie ihre eigene Wohnung über dem Bistro vermietet hatte, als die Umsätze vor einem halben Jahr in den Keller gingen. »Keine Sorge, ich bilde mir nicht ein, dass du und deine Schwester euch ein Zimmer teilen könnt«, sagte Meg. »Aber deine Bedürfnisse gehen jetzt vor, und ich habe schon mit Louise darüber gesprochen. Sie wird ausziehen.«

»Ach, das nennst du also positives Denken«, sagte Emma vorwurfsvoll, als ihr klar wurde, dass ihre Mutter bereits Vorkehrungen für den schlimmsten Fall getroffen hatte, trotz ihrer ständigen Beteuerungen, dass alles gut werden würde.

Meg zog es vor, die Bemerkung zu überhören. »Du kannst nicht allein zurechtkommen, Emma. Da ist deine Medikamenteneinnahme, über die jemand die Übersicht behalten muss, ganz zu schweigen davon, dass du weitere Anfälle be-

kommen könntest, und überhaupt sollte dich jemand im Auge behalten, um mögliche Veränderungen festzustellen, die dir selbst vielleicht nicht auffallen. Auf jeden Fall brauchst du Unterstützung, um genug Kraft aufzubauen, damit du mit ... nun ja, mit dem, was da auf uns zukommt, fertigwerden kannst.«

»Was auf *mich* zukommt«, verbesserte Emma sie. »Ich bin neunundzwanzig, Mum, und in den letzten Jahren sehr viel erwachsener geworden. Zwangsläufig. Ich kann auf mich selbst aufpassen, und außerdem wohne ich ja nicht allein.«

Sie teilte sich ein Haus mit zwei anderen Frauen, Ally und Gina. Ally kannte sie schon seit der Schulzeit; ihre älteste und beste Freundin war ihr sowohl dabei behilflich gewesen, den Job bei *Bannister* zu ergattern, als auch dem Klammergriff ihrer Mutter zu entrinnen. Sie würde sicher alles tun, damit Emma im Haus wohnen bleiben konnte, falls sie das wollte, aber ihr war klar, dass sie eigentlich niemanden mit einer solchen Verantwortung belasten konnte – abgesehen von dem einen Menschen, der sie immer bedingungslos lieben und unterstützen würde.

»Und ich habe Alex«, fügte sie hinzu, aber kaum war ihr das in einem letzten verzweifelten Versuch, sich zu behaupten, herausgerutscht, wusste sie auch schon, dass sie verloren hatte. Das Argument, Alex werde für sie da sein, wirkte nicht besonders glaubwürdig, wenn er jetzt schon durch Abwesenheit glänzte. »Ich muss zuerst mit den Mädels sprechen. Sie müssten schließlich eine neue Mitbewohnerin finden.« Meg trat verlegen von einem Fuß auf den anderen, woraufhin Emma sie bestürzt ansah. »Mit ihnen hast du auch schon gesprochen?«, stieß sie hervor.

»Sie meinen, wir sollen uns keine Gedanken machen. Du kommst an erster Stelle. Wir wollen alle dein Bestes.«

»Ich glaube, du solltest jetzt mal Louise anrufen«, sagte Emma knapp.

Klug wie sie war, nickte Meg, ohne weiter zu insistieren. Sie hatte ihren Willen bekommen, auch wenn Emma durchblicken ließ, dass die Entscheidung immer noch umgeworfen werden konnte.

Sie sah ihrer Mutter nach, als sie im Gang verschwand, und tastete rasch nach ihrem Handy. Mit dem Bild von Alex vor Augen, der schon voller Sorge auf ihren Anruf wartete, zog sie es aus der Hosentasche ihres Pyjamas.

Ihr Telefon war den ganzen Vormittag an gewesen, auf Stummalarm gestellt. Keine verräterische Vibration hatte einen verpassten Anruf oder eine SMS angekündigt, und doch war sie jetzt enttäuscht, als sie die leere Anrufliste sah. Bedrückt tippte sie auf den Touchscreen und wartete darauf, dass die Verbindung zustande kam.

»Emma?«, schrie Alex durch stampfende Musik und lautes Stimmengewirr hindurch.

»Wo bist du?«, fragte sie so laut, wie sie es wagte. Abgesehen von dem gelegentlichen Stöhnen eines Mitpatienten oder dem Klappern eines Medikamentenwagens war es totenstill auf der Station.

»Wir sind zum Lunch im Pub«, erklärte er. »Die neuesten Verkaufszahlen sehen richtig gut aus, und Mr Bannister hat darauf bestanden. Ich konnte schlecht ablehnen.« Eine Pause entstand, während Alex auf ihre Reaktion wartete. Ihr Schweigen veranlasste ihn schließlich dazu, die Frage zu

stellen, von der sie angenommen hätte, dass sie ihm als Erstes in den Sinn kam. »Aber genug von mir, ich habe den ganzen Morgen an dich gedacht. Wie ist es gelaufen? Was gibt's für Neuigkeiten?«

Emma wurde schmerzlich bewusst, dass das Leben außerhalb des Krankenhauses seinen gewohnten Gang ging – noch ein Hieb gegen ihre ohnehin schon stark angeschlagene Gemütsverfassung. Die erschütternde Nachricht, die sie gerade erhalten hatte, hatte dort draußen nicht das kleinste Beben verursacht. Kurz wallte Empörung in ihr auf, als sie sich vorstellte, wie die anderen feierten. Sie hätte dabei sein sollen, sie verdiente das Schulterklopfen des Chefs genauso wie ihre Kollegen, aber ihr Ärger wurde rasch von einer weitaus stärkeren Welle der Verzweiflung hinweggespült. Es gab Schlimmeres im Leben. »Mein Tumor ist zurück«, sagte sie stoisch.

Der Lärm im Hintergrund ging ungerührt weiter.

»Alex? Bist du noch da?«

»Das tut mir leid, Em. Wirklich«, sagte er. »Ich fühle mich ganz schlecht, weil ich nicht für dich da war. Ich wollte bei dir sein, ehrlich.«

»Ist schon gut«, sagte sie und stellte fest, dass sie schon wieder dabei war, ihn zu trösten statt umgekehrt, aber so war es oft. Sie hasste ihre Krankheit, nicht bloß für das, was sie ihr selbst antat, sondern auch für den Kummer, den sie den Menschen in ihrer Nähe zufügte. »Wir reden am Wochenende miteinander, wenn du weniger zu tun hast, aber ich werde am Montag wahrscheinlich sowieso entlassen.«

»Dann komme ich dich besuchen, versprochen.«

»Eine Sache noch«, sagte Emma. »Ich werde für eine Weile wieder zu meiner Mutter ziehen müssen.«

»Das ist vielleicht das Beste. Du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert.«

Emma war versucht, ihn anzuschreien, dass er sich um sie kümmern solle. Sie wollte, dass er sie in die Arme nahm und ihr sagte, dass sie es schaffen werde, aber sie wählte den leichteren Weg. Sie sagte nichts.

»Wir helfen dir da durch«, fügte er hinzu. »Wir stehen dir alle bei.«

»Ich weiß«, sagte sie, aber sie wusste es keineswegs. Es war eine automatische Antwort auf ein automatisches Angebot, und vielleicht war ihnen das beiden klar.

»Ich mache jetzt besser Schluss«, sagte Alex in die neue Pause hinein, »aber wir sprechen uns bald. Kuss, Em.«

Emma hielt das Handy ans Ohr gedrückt, bis ihre Verbindung zum Alltagsleben getrennt wurde und die Stille zurückkehrte. Sie fühlte sich erschöpft, schloss die Augen und leistete keinen Widerstand, als sie einschlummerte, gab ihrem Geist die Freiheit, selbstständig auf Reisen zu gehen.

Im Traum saß sie immer noch in Dr. Spellings sonnen- durchflutetem Büro und blickte zum Fenster hinaus auf eine einsame Gruppe von Bäumen. Eine Handvoll schon arg mitgenommener Blätter zeichnete sich vor dem kühl- blauen Himmel ab. Ihr Augenmerk richtete sich auf ein einzelnes Blatt, das die Herbststürme überlebt hatte und sich standhaft an seinen Zweig klammerte, anscheinend entschlossen, dem Winterfrost zu trotzen. Ohne Vorwarnung fuhr eine gemeine Windbö herbei und wirbelte es in die Luft, so dass es, rotgoldenen Funken gleich, in der Sonne

tanzte. Doch sein Fallen war unvermeidlich, und es landete schließlich auf einem Laubhaufen, dessen Blattgerippe von Passanten in fröhlicher Nichtachtung der Verwüstung um sie herum zertreten wurden. Emma wollte ihren Blick abwenden, doch die Vision verfolgte sie unerbittlich, so sehr sie sich drehte und wand, um ihr zu entkommen.

»Emma, was ist mit dir?«, fragte Meg und strich sanft ein paar feuchte Haarsträhnen aus ihrer verschwitzten Stirn.

Emma schlug die Augen auf, musste sich aber erst mühsam aus ihrem Traum herauskämpfen. Sie wusste im ersten Moment nicht, wo sie war, und glaubte sich in ihre Kindheit zurückversetzt. Fast erwartete sie, dass ihre Mutter sagen würde, sie habe die Grippe und werde heute nicht zur Schule gehen.

»Ich hole dir ein Glas Wasser«, sagte Meg, als sie zur Antwort nur ein wenig den trockenen Mund öffnete.

Während ihre Mutter damit beschäftigt war, Wasser aus einer Karaffe einzuschenken, wanderte ihr Blick zu dem Fenster gegenüber. Der Nachmittag neigte sich bereits dem Abend zu, aber das Tageslicht reichte noch aus, um das letzte spärliche Herbstlaub an den kahlen Baumkronen zu erkennen. Als Kind war der Herbst die schönste Jahreszeit für sie gewesen, und sie hatte es geliebt, durch dicke, raschelnde Laubschichten zu stapfen und mit ihrem Vater Kastanien zu sammeln. Erst nach der Krebsdiagnose hatte sie ihre Meinung geändert, fand nun nichts Schönes mehr am Todeskampf der Natur und war eine überzeugte Anhängerin des Frühlings geworden, gab dem mit einem Meer an Apfelblüten aus der Winterstarre hervorbrechenden neuen Leben den Vorzug.

Jedes Frühlingserwachen hatte sie mit einem Gefühl des Triumphs begrüßt, doch jetzt fragte sie sich mehr denn je, wie viele Siegestänze ihr wohl noch blieben. Bei diesem Gedanken gab sie es endlich auf, die erdrückende Furcht von sich fern-zuhalten, die seit Tagen, wenn nicht Wochen, auf ihr lastete.

»Ich habe solche Angst, Mum«, sagte sie, und das Ge-ständnis entschlüpfte ihr so leicht wie die erste Träne, die ihr über die Wange lief. »Ich glaube nicht, dass ich das alles noch einmal durchmachen kann.«

»Ich habe auch Angst«, sagte Meg. Ihre Tränen, als sie sich umdrehte, spiegelten die ihrer Tochter wider.

»Warum ich? Warum muss mir so etwas passieren?«, klagte Emma, ohne eine Antwort zu erwarten oder zu wol-len. »Beim ersten Mal war es schon schlimm genug, aber das jetzt, das ist so verdammt ungerecht!«

»Ich weiß«, sagte Meg und nahm sie in die Arme.

»Ich dachte, ich hätte genug gelitten.« Ihre Stimme klang gedämpft, als sie den Kopf in den Armen ihrer Mutter ver-grub. »Ich war kurz vor der Fünf-Jahres-Schwelle, ich hatte es fast geschafft! Das sollte der Anfang vom Rest meines Le-bens werden. Ich wollte mir einen besseren Job suchen, viel-leicht sogar wieder nach London ziehen.«

»Ich weiß«, wiederholte Meg, heiser vor Mitleid. »Wenn ich bedenke, dass ich vor einem Monat gar nicht glücklich über deine Idee war, dorthin zurückzugehen ... Ich sollte aufpassen, was ich mir wünsche.«

»Ich hatte noch so viel vor«, flüsterte Emma und tauchte in Gedanken wieder in das Füllhorn voller Träume ein, das sie einst wie einen Schatz gehütet hatte. »Ich wollte alles machen, alles sehen, die Welt bereisen.«

Meg lehnte sich ein wenig zurück, um sie anzusehen. Anscheinend hatte sie vor, ihr wieder eine Dosis Glauben und Vertrauen zu verabreichen, aber ein Blick von ihr warnte sie, keine Versprechungen zu machen, die sie nicht halten konnte. »Abwarten«, sagte Meg nur.

Sie klammerten sich in einer neuen, verzweifelten Umarmung aneinander. Ihre Körper zuckten krampfhaft, und ihre Kehlen schnürten sich zusammen bei dem Versuch, das Weinen einzudämmen. Emma hörte, wie der Vorhang um ihr Bett herum zugezogen wurde, und vermutete, dass es Peter war, der ihnen die ersehnte Privatsphäre verschaffte. Dieser einfache Akt der Freundlichkeit ließ sie ihr Unglück und ihre Hoffnungslosigkeit nur noch stärker empfinden. Irgendwann inmitten der erstickten Schluchzer glaubte sie, ihre Mutter flüstern zu hören: »Bitte brich mir nicht das Herz.« Emma spürte, wie der Riss durch ihr eigenes Herz noch ein bisschen tiefer wurde. Die Zeit verging, kostbare Sekunden, die sie eigentlich nicht verschwenden sollte. Allmählich versiegte der Tränenstrom, und schließlich war sie bereit, es wieder mit der Welt aufzunehmen. Sie setzte sich gerade hin und schniefte schamlos, bis ihre Mutter ihr mit stummem Tadel ein Papiertaschentuch reichte.

»Ich schätze, daran muss ich mich jetzt wieder gewöhnen«, sagte Emma. »Bemuttert zu werden.«

»Bemuttert, aber nicht bevormundet«, versicherte Meg ihr. »Ich weiß, dass ich kein Recht hatte, mich einzumischen und eigenmächtig Pläne zu machen, ohne mit dir darüber zu sprechen. Du bist nicht mehr die verängstigte junge Frau von vor vier Jahren. Du bist alt genug und vor allem erfah-

ren genug, dass ich dir nicht mehr zu sagen brauche, was du tun sollst. Ich verspreche dir, dir mehr Raum zu geben.«

»Leichter gesagt als getan in deiner Wohnung«, entgegnete Emma und dachte an die Zeit zurück, die sie bereits dort verbracht hatte. Es waren nicht die angenehmsten Erinnerungen. Meg wohnte in einer modernen, zentrumsnahen Dreizimmerwohnung mit Blick auf den Fluss Mersey, die sie nach ihrer Scheidung vor sieben Jahren gekauft hatte. Damals hatte Emma ihr eigenes Leben in London geführt und Louise an der Uni studiert, so dass die Wohnung für Megs Bedürfnisse vollkommen ausreichend war, wie sie dachte.

Ihrer Mutter zuliebe versuchte Emma ein klägliches Lächeln, doch nicht einmal das gelang ihr richtig. »Und wie hat Louise die Nachricht aufgenommen?«

»Sie will tun, was sie kann, um dir zu helfen«, antwortete Meg.

»Sie hat nichts dagegen ausziehen? Kann sie denn woanders unterkommen?«

»Es ist alles in die Wege geleitet. Ally und Gina schaffen am Wochenende den Großteil deiner Sachen in die Wohnung, damit du sie am Montag gleich hast.«

Emma ließ sich resigniert in die Kissen zurückfallen, wobei eine Ecke des Laptops gegen ihren Oberschenkel drückte, als wollte er auf sich aufmerksam machen. Sie hatte keine Kontrolle mehr über ihr eigenes Schicksal und sehnte sich danach, sie wiederzuerlangen.

Ich rannte durch den Flur, als wären sämtliche Höllenhunde hinter mir her, getrieben von dem überwältigenden Wunsch, aus dem Krankenhaus herauszukommen. Als ich die Glastür

am Ausgang aufstieß, war es, als würde ich eine Ziellinie überqueren. Ich hatte es geschafft. Endlich konnte ich aufhören zu laufen.

Kaum schlug mir die kühle, frische Luft draußen entgegen, blieb ich stehen. Die Sonne war verschwunden, und der Himmel wirkte bleiern, aber das konnte meine Stimmung nicht trüben. Ich blickte auf die Terminkarte mit ihren Eselsohren herunter, die ich noch in der Hand hielt. Die Liste der Arzttermine darauf steckte meinen Weg durch die Krankenhausflure im Laufe der Jahre ab; der letzte Eintrag war heute, und danach, tja, nichts mehr. Keine Termine mehr, kein einziger. Der bitterkalte Novemberwind blies mir ins Gesicht, und meine Jacke flatterte um mich herum, aber ich stand ruhig und aufrecht da. Nach einem tiefen, reinigenden Atemzug fühlte ich mich freier um die Brust. Die Angst, die ich so lange mit mir herumgeschleppt hatte, war endlich von mir abgefallen. Jetzt kann ich es mit allem aufnehmen, sagte ich mir, während ich die Karte mit den Terminen in kleine Fetzen zerriss.

Die Versuchung überkam mich, die Stückchen in die Luft zu werfen, den Konfettiregen einer Siegerin auf mich niedergehen zu lassen, aber ich war noch nicht ganz bereit, alle Bedenken in den Wind zu schlagen. Es würde ein Weilchen dauern, mich an dieses neue Gefühl der Freiheit zu gewöhnen. Ich versuchte, mich an die Zeit zu erinnern, bevor der Krebs in mein Leben eingebrochen war. Früher war ich selbstsicher und unbeschwert gewesen ... oder?

Mit einem Sack voller Träume war ich von zu Hause weggegangen, um zu studieren. Frisch von der Universität war ich nach London gezogen, wo ich es im Gegensatz zu vielen meiner Altersgenossen gleich gut getroffen hatte. Eine große PR- und

Marketingagentur mit Niederlassungen auf der ganzen Welt und unglaublichen Karriereaussichten hatte mich eingestellt, und schon bald begann ich die Erfolgsleiter hinaufzuklettern. Ich liebte neue Herausforderungen und wusste von Anfang an, dass mir der Beruf lag. Dann aber tauchten die ersten Symptome auf. Wahnsinnige Kopfschmerzen und verschwommenes Sehen erschwerten mir das Arbeiten, bis die Diagnose eines Hirntumors es vollends unmöglich machte. Ich war gezwungen, meinen Traumjob sausen zu lassen und nach Hause zurückzukehren. Später erfuhr ich, dass die junge Frau, die meinen Platz eingenommen hatte, inzwischen in New York arbeitete und dort die tollsten Aufträge bekam.

Der Tumor in meinem Gehirn war entfernt worden, doch das Skalpell des Chirurgen hatte weitaus mehr herausgeschnitten als nur den Krebs. Meine beruflichen Ambitionen, der Wunsch, eines Tages Ehefrau und Mutter zu werden – all das erforderte einen unanfechtbaren Zukunftsglauben, und den hatte ich verloren. Also hatte ich meine Träume begraben und die vergangenen Jahre auf der Stelle getreten. Ich hatte einen Job als Büroleiterin in einem kleinen Familienbetrieb angenommen, der Armaturen für Küchen und Bäder herstellte. Der Betrieb expandierte, und es tat sich eine neue Stelle für einen Marketingleiter auf. Ich hatte bereits unter Beweis gestellt, dass ich sowohl die Eignung als auch die nötige Erfahrung besaß, aber es war Alex, der den Posten bekam, nicht ich. Alex, dessen Vater zufällig ein enger Freund von Mr Bannister, dem Geschäftsinhaber, war. Er hatte das nötige Selbstbewusstsein und die Kontakte. Die entgangene Aufstiegschance war jedoch nur ein weiterer kleiner Punkt auf einer langen Liste von Niederlagen und Ungerechtigkeiten.

ten, so dass ich meine Enttäuschung heruntergeschluckt und im alten Trott weitergemacht hatte.

Jetzt aber lagen all meine Sorgen und Nöte hinter mir, und ich war bereit zurückzuerobern, was mir zustand. Noch einmal sog ich tief die kalte Luft ein und hielt den Atem an, während ich auf eine Eingebung wartete. Meine Stirn zog sich in Falten, als ich mit einem langgezogenen Pusten ausatmete. Was genau erwartete ich von meiner zweiten Chance? Außer, dass ich jede Minute genießen wollte, hatte ich noch keine Vorsätze gefasst.

Vermutlich war ich davon ausgegangen, dass alles Weitere sich einfach ergeben würde. Ich war frei! Wenn ich den Krebs besiegen konnte, hatte ich ja wohl einen Anspruch darauf, mir aussuchen zu dürfen, was das Leben mir von nun an bieten sollte. Ich hatte meinen Anteil an Unglück und Kummer gehabt, jetzt wollte ich zum schönen Teil übergehen. Beinahe erwartete ich, an der Krankenhauspforte von einem freundlichen Ladenbesitzer in Empfang genommen zu werden, der mich mit Zauberkraft in seinen Träume-Laden beförderte. Dort würde er mit den Händen in den Hosentaschen gespannt zusehen, wie ich Regal um Regal voller Schachteln in allen Farben und Größen absuchte, von denen jede etwas anderes, aber gleichermaßen Aufregendes enthielt. Geduldig würde er darauf warten, dass ich meine Wahl aus dem enormen Angebot an wunderbaren Abenteuern traf. Ich brauchte nur zuzugreifen.

Leider wartete kein solcher Ladenbesitzer auf mich, weshalb ich einfach nur dastand, ohne zu wissen, was ich jetzt tun sollte. Der nächste Schritt war wichtig, und ich wollte keinen Fehler begehen. Nervös hob ich den rechten Fuß an und hielt ihn in der Schwebelage, immer noch unsicher, wohin er mich führen sollte.